Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 23 (1997)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BUCHBESPRECHUNGEN / RECENSIONS CRITIQUES BOOK REVIEWS

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Dieter Bögenhold, *Das Dienstleistungsjahrhundert. Kontinuitäten und Diskontinuitäten in Wirtschaft und Gesellschaft,* Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1996, 171 Seiten.

Mit dem Nahen der Jahrtausendwende befällt das kollektive Bewußtsein angesichts der aktuellen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Krise unausweichlich Endzeitstimmung. Der Sozialismus ist schon untergegangen und der kurze Sommer des Liberalismus und Kapitalismus scheint angesichts des Prinzips Tietmeyer auch eher ein Pyrrhussieg der Moderne zu werden. Solch hoffnungslosen Visionen versucht Dieter Bögenhold, gestählt durch eine nüchterne Rückschau auf die Traditionsbestände deutscher Sozioökonomie, ein differenzierteres Bild des sich dem Ende neigenden Jahrhunderts entgegenzustellen.

Da zeigen sich über alle Diskontinuitäten hinweg überraschende Kontinuitäten sowohl hinsichtlich der theoretischen Annahmen als auch empirischen Befunde. In der um die letzte Jahrhundertwende breit geführten Diskussion um die Entwicklung des Kapitalismus stand – links wie rechts – ganz außer Zweifel, daß die Zukunft von Wirtschaft und Gesellschaft durch einen zunehmenden Industrialismus geprägt sein werde. Massenproduktion in Großbetrieben und Leben in der einsamen Masse schienen als Schicksal für die meisten Menschen in den modernen Zeiten wie in Chaplins gleichnamigem Film vorgezeichnet. Fordismus und der damit fälschlicherweise gleichgesetzte Taylorismus galten wie heute als die epigonalen Derivate und das Schlagwort von der Globalisierung als Chiffre der Nivellierung aller kultureller Unterschiede der Betriebs- und Lebensführung auf nationaler oder globaler Ebene.

In seiner kleinen Schrift über das Dienstleistungsjahrhundert entkräftet Bögenhold diese empirisch nicht verifizierbare Vorstellung einer Ein-Typ-Wirtschaft und skizziert einen anderen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungsverlauf. Dabei beschränkt er sich, um den wilden Spekulationen zu entgehen und kurzatmige und substanzlose, meist ideologisch motivierte Thematisierungsmoden wie Fordismus oder Post-Fordismus zu vermeiden, bewußt auf eine Analyse der Betriebsgrößen- und Beschäftigtenstrukturen in dieser Zeitspanne und zeigt, daß es zwar Konvergenzen zwischen Arbeitsmarktverläufen, Entwicklung der Selbständigenzahlen und der Betriebszahlen und -größen, also zwischen Unternehmensstrategien und Arbeitsmarktprozessen gibt, die aber sektoren- und branchenmäßig erheblich variieren, so daß die zweifellos vorhandene Tertiärisierung ökonomisch heterogen und sozial sehr differenziert verläuft.

Gegen die von Kautsky u. a. verbreitete begriffliche Reduktion des Spätkapitalismus auf großbetriebliche Produktion und die Vision vom Zeitalter der Proletarisierung, d. h. der Verschmelzung von Industriearbeiter und angestelltem Aka-

demiker zur besitzlosen Masse, verwiesen Vertreter der deutschen Sozialökonomie (Schmoller, Sombart, Weber, Schumpeter, Lederer u. a.) auf die Resistenz des alten Mittelstandes der Eigenkapital und eigenes existentielles Risiko wagenden selbständigen Kleinunternehmer sowie auf die Entstehung eines neuen Mittelstandes der Angestellten und ihre unterschiedlichen Lebensstile. Auch heute führe der Kapitalismus nicht nur zu Zentralisierung und Nivellierung, sondern setze auch Differenzierung und ganz heterogene Verläufe frei. Sowohl wirtschaftlich wie gesellschaftlich sei nicht weniger, sondern zunehmend mehr Selbständigkeit geboten und auch faktisch zu konstatieren. Bögenholds zentrales Argument ist die seit Mitte der 70er Jahre einsetzende Trendwende, die den zunehmenden Konzentrationsprozeß in der Wirtschaft stoppe (nur der Handel sei hier die Ausnahme von der Regel). Die Zentralisierung bis in die 70er Jahre und die dann einsetzende Dezentralisierungstendenzen seien Erscheinungen der Oberflächenstruktur; in der Tiefenstruktur korrespondieren diesen Gegentrends durchaus Kontinuitäten.

Diese Trendwende bringe einen Gegentrend zum Durchbruch, nämlich einen in diesem Jahrhundert ständig vorhandenen und nun weiter gestiegenen hohen Anteil von selbständigen Kleinunternehmen einerseits und eine strukturelle Verlagerung zu den Dienstleistungsbranchen andererseits. Für die in den letzten 20 Jahren zu verzeichnende stetige Zunahme der klein- und mittelständischen Betriebe führt Bögenhold zwei Gründe an. Einmal deutet alles darauf hin, daß die „Grenze der Größe" erreicht sei. Dafür sprächen die mittlerweile breit diskutierten Phänomene der Dezentralisierung industrieller Großbetriebe unter den Stichworten inner- und zwischenbetrieblicher Vernetzung, Lean-production, Outsourcing, Flexibilisierung, Franchising etc. Zum anderen scheinen Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt die Menschen stärker für einen Übergang in die Selbständigkeit und zur Existenzgründung zu motivieren (hier rekurriert Bögenhold auf seine frühen Arbeiten über die Neuen Selbständigen und den Gründerboom, mit denen er in den 80er Jahren reüssierte).

Worin die Grenze der Größe besteht, wird allerdings nicht erläutert und bleibt unklar. Die Befunde sprechen aber dafür, daß die ganze Epoche des Spätkapitalismus und nicht erst die Phase seit Mitte der 70er Jahre weder ökonomisch durch einen eindeutigen Trend zur Massenproduktion noch soziokulturell durch eine Entwicklung zur nivellierten Massengesellschaft geprägt wird. Vielmehr bringen sie eine Überlagerung von Unternehmensstrategien der Flexibilisierung und säkularer Differenzierungs-, Qualifizierungs- und Individualisierungstrends in der Sozial- und Berufsstruktur zum Ausdruck. Die Produktivitätsfortschritte in der Fertigungsindustrie führen einerseits zur Freisetzung von Arbeitskräften, die zum Teil Beschäftigung im arbeitsintensiven Dienstleistungssektor finden; andererseits steigt mit dem gesellschaftlichen Reichtum die Nachfrage nach höherwertigen Gütern und insbesondere Dienstleistungen. Wenn Bögenhold an dieser Stelle trotz aller Differenzierungsbemühungen doch wieder in eine monokausale funktionalistische Erklärung zurückzufallen droht, eines stellt er überzeugend klar: Das Ende der Massenproduktion und die Entstehung der Dienstleistungsgesellschaft können nicht als Deindustrialisierung gedeutet werden.

Die seit Mitte der 70er Jahre zu beobachtende und in der Wissenschaft breit diskutierte Trendwende sei, wie schon Dertouzos behauptete, durch eine Aufhebung oder ein Verwischen der Grenzen zwischen Fertigung und Dienstleistung gekennzeichnet. Der unzweideutige Übergang in die Dienstleistungsgesellschaft bedeutet also nicht so sehr eine Abnahme der Produktion, sondern gehe quer durch die Produktion und schließe viele ihrer Funktionen mit ein. Empirisch gesicherte

Aussagen seien darüber zur Zeit zwar noch nicht möglich; deutlich zeichnet sich aber eine weitere Ausdifferenzierung ökonomischer Funktionen ab. Hier eröffnet sich eine Schnittstelle für die Diskussion über die „Social Embeddedness" der Wirtschaft. Zu den gesellschaftlichen Kontexten wirtschaftlicher Prozesse sagt Bögenhold aber wenig, verweist auf die aus USA kommende Debatte um die Neue Sozioökonomie und hinsichtlich des soziologisch höchst relevanten Problems wirtschaftlicher Macht auf die neueren Arbeiten von Windolf, Ziegler u. a.

Diese zweifellos interessante und originelle Interpretation nicht ganz neuer Befunde rahmt Bögenhold allerdings in eine manchmal etwas schulmeisterlich klingende historisierende Rückschau auf die Klassiker der deutschen Sozioökonomie. Damit zielt Bögenhold auf einen theoretischen und empirischen Rahmen, um seine auf Strukturen der longue duree zielende Abhandlung abzustützen. Die Wiederaneignung der wissenschaftlichen Ideengeschichte bleibt für die Argumentation Bögenholds streng genommen aber folgenlos; sie gewinnt dadurch weder an theoretischer Tiefe noch Schärfe. Lang und breit, oft in mehrfacher Wiederholung, werden einzelne Zitate angeführt, die zu den empirischen Befunden und Argumenten Bögenholds passen. Auch die in diesem Zusammenhang geführte Diskussion über Mittelstand, Klassenlagen und Lebensstile (einschließlich einer Kritik an Becks Individualisierungsthese) wirken wie überflüssige Anhängsel. Weder gelingt eine Metakritik der alten und neuen Sozioökonomie noch wird eine Theorie der Dienstleistungsgesellschaft erkennbar (nicht einmal in Umrissen), die allererst den Anspruch der Schrift, eine Klärung des veränderten Verhältnisses von Wirtschaft und Gesellschaft herbeizuführen, einlösen könnte.

Dieses hohe Ziel ist mit dem daran gemessen engen Focus auf eine nur deskriptiv verhandelte Korrelation zwischen Betriebsgrößenstruktur (als Indikator für wirtschaftliche Entwicklung) und Arbeitsmarkt (als Indikator für gesellschaftliche Entwicklung) auch gar nicht erreichbar, was durch die breit angelegten ideengeschichtlichen Reminiszenzen kaum verborgen werden kann. In dieser Hinsicht wäre weniger mehr gewesen. Die von Bögenhold recht dogmatisch gescholtenen Fallanalysen könnten durchaus Fleisch für eine Interpretation des Skelett bleibenden statistischen Modells liefern. Außerdem verbleibt Bögenhold doch allzusehr im Rahmen wirtschaftswissenschaftlicher Analytik und überschreitet diesen nicht zu einer gesellschaftswissenschaftlichen Begrifflichkeit. Er behandelt mehr oder weniger soziale Folgen der wirtschaftlichen Entwicklung, betreibt aber keine Soziologie der Wirtschaft.

Dirk Tänzler,
Wissenschaftszentrum Berlin,
FG Transformation und Globalisierung

Daniel Mercure, *Les temporalités sociales*, Paris, L'Harmattan, 1995, 176 p.

L'ouvrage de Daniel Mercure consiste en un recueil de textes rédigés au cours des dernières années sur le thème des temporalités sociales. Tout au long de son livre, au travers de l'étude du rapport au temps, considéré ici comme une durée vécue, il conduit le lecteur à mieux appréhender la culture moderne et partant, vise à éclairer certaines des dynamiques culturelles au sein de nos sociétés. Deux thèmes dominants structurent cet ouvrage : le premier porte sur la construction sociale du temps et les temporalités vécues actuelles, le second a trait plus particulièrement aux représentations de l'avenir.

Dans une première partie, l'auteur précise ainsi le champ d'étude de la sociologie du temps. Il rappelle que l'idée

d'une multiplicité de temporalités sociales a dû faire son chemin pour qu'aujourd'hui on s'accorde à dire «que le temps est vécu et construit différemment selon les groupes et les sociétés» (p. 8), d'où la notion de temps sociaux au pluriel ! Et ce sont d'ailleurs ces contradictions et conflits entre temporalités dissemblables, propres à chacun des secteurs de la réalité sociale (instances, groupes) qui sont à la source même d'une dynamique sociale.

Cela étant l'auteur s'interroge sur les temporalités vécues aujourd'hui, dans les sociétés industrielles avancées, pour se centrer sur trois points en particulier : la conception dominante du temps dans ces sociétés, les formes de discontinuités dans leurs temporalités vécues et les représentations de l'avenir.

Il propose auparavant un survol historique des étapes de l'essor du temps industriel et évoque les deux changements majeurs qui ont marqué le développement des temporalités contemporaines : le premier est l'instauration d'une nouvelle forme de mesure du temps, soit le temps mécanique ou «temps de l'horloge» développé par le commerce et la science, temps dissocié des rythmes naturels et que l'on peut qualifier de «précis, abstrait et vide de contenu» (p. 30). Le second bouleversement est celui des nouveaux modes de structuration des activités consécutifs à l'instauration de ce temps mécanique : en effet, le travail est mesuré non plus à la tâche mais par le temps, et de là on assiste au développement d'horaires qui imposent de nouveaux rythmes de vie, et avant tout une rupture entre temps de travail et temps de la vie quotidienne.

Cette émergence du temps industriel brièvement exposée, Mercure s'attache à décrire nos sociétés et constate que la conception du temps qui domine actuellement est associée à une forte dynamique du changement : le temps est «fortement orienté vers le futur à construire et régi par l'idéologie du progrès» (p. 40), preuve en est tant l'étude du discours des instances officielles que celle des innovations au sein des entreprises. Afin de répondre aux incertitudes de notre époque, les maîtres-mots sont : gérer et planifier l'avenir, et ceci par le biais du développement de nouvelles méthodes.

La discontinuité des temps sociaux est le second trait majeur des temporalités sociales contemporaines : les différentes sphères d'activités (travail, famille, éducation, temps libre, loisirs, etc.) sont compartimentées, et cela tant sur le plan spatial que sur le plan temporel (rythmes). La famille est par ailleurs un révélateur de ces discontinuités temporelles de la vie quotidienne et soulève le problème propre à l'harmonisation des divers temps sociaux. De même, les trajectoires individuelles tant familiales que professionnelles sont elles aussi affectées tout au long du cycle de vie; elles tendent en effet à se déréguler et ne se présentent plus sous le jour d'un modèle continu et uniforme.

Enfin, un troisième aspect caractérise les temporalités sociales d'aujourd'hui, celui de l'hétérogénéité des représentations de l'avenir : il existe ainsi une dialectique entre le discours des «instances officielles», de nature rationnelle (basé sur la planification, la prévision) et le discours des individus qui lui varie fortement selon les groupes sociaux. Cependant relevons que pour tous règne un souci de l'avenir, voire la permanence d'un questionnement par rapport à cet avenir, associé bien souvent à un sentiment d'inquiétude.

Dans le troisième chapitre, Daniel Mercure focalise son attention sur l'entreprise, en tant qu'institution forte de nos sociétés, et y décrit son rapport au temps sous l'angle de la gestion des ressources humaines. L'intérêt de cette étude réside dans le fait que la gestion des ressources humaines implique une gestion implicite des temporalités individuelles du personnel qualifié, autrement dit une gestion de leurs perspectives d'avenir. Au sein des entreprises, deux tendances se profilent : l'approche au travers du plan de carrière,

de nature plus classique et plus individualisée, et l'approche au moyen du projet organisationnel ou d'une «mission commune» produite et partagée par tous, orientation plus récente et de forme plus collective. Dans les deux cas de figure cependant, ces idéologies de gestion basent leurs fondements temporels sur deux principes : l'identité ou la gestion du processus identificatoire et le temps ou la gestion des perspectives d'avenir.

Cette synthèse du champ de la sociologie des temporalités sociales exposée, la seconde partie de l'ouvrage est alors consacrée à une présentation de diverses études empiriques, qui toutes s'attellent à mieux cerner les représentations de l'avenir.

Daniel Mercure nous présente dans un premier temps une typologie des représentations de leur avenir personnel qu'ont les acteurs sociaux et repère cinq types principaux. Deux dimensions majeures sous-tendent la construction de ces types : d'une part la perspective dominante à l'égard de l'avenir orientée soit vers la conservation (autrement dit le maintien actuel des conditions d'existence où l'on retrouve les types dits «fataliste» et «prévoyant»), soit orientée vers la conquête (emblématiques des types dits «continuiste», «étapiste», «possibiliste»). Il constate un fort lien entre conditions d'existence, reflétées par le niveau socio-professionnel, et ces représentations de l'avenir : ainsi, les milieux sociaux défavorisés, caractérisés par l'absence de sécurité d'existence, se situent davantage dans le pôle d'une perspective de conservation. La seconde dimension constitutive de cette typologie concerne la présence ou l'absence de plan de vie, soit la gestion à long terme qu'envisagent les individus de leur avenir. Celle-ci serait davantage liée à d'autres facteurs de stratification sociale que la position sociale, soit l'âge et le sexe : ainsi un âge avancé de même que la non-insertion de certaines femmes sur le marché de l'emploi ou encore le sentiment d'une tension entre rôles familial et professionnel pour d'autres constitueraient un frein à l'élaboration d'un plan de vie.

Relevons encore que cette enquête menée par Mercure montre que ces représentations de l'avenir sont réalistes, c'est-à-dire que les projets qu'élaborent les acteurs sociaux sont conformes à leurs possibilités réelles.

Puis il se penche sur le thème des «cheminements de carrière» et en propose une critique. Pour ce faire, il présente deux grands modèles qui tentent d'expliquer ces trajectoires individuelles : celui des étapes de carrière et celui des concepts de carrière. Le premier modèle, qui s'inscrit dans un perspective dynamique et déterministe, est basé sur l'idée que la carrière individuelle est consécutive aux étapes du cycle de vie individuel. Ce modèle cependant ne permet pas d'expliquer tous les choix de carrière que font les acteurs sociaux. Quant au second modèle des concepts de carrière, d'origine américaine, il met en relief les motivations dominantes à la source des trajectoires professionnelles. Une typologie de quatre cheminements de carrière dominants (le transitoire, l'homéostatique, le linéaire et le spiral), élaborée par Driver, est présentée. Mercure dénonce le caractère trop statique de ce modèle qui suppose qu'un même cheminement serait suivi tout au long de la vie active. Outre le fait d'ajouter un nouveau type (l'étapiste) suite à ses observations empiriques, il propose alors une reformulation de cette typologie selon une perpective plus dynamique, mettant l'accent sur les types de changement de carrières. Trois dimensions implicites sous-tendent cette typologie : la mobilité, le champ occupationnel et la fréquence de mobilité. Cette approche me semble par ailleurs prometteuse, compte tenu des discontinuités actuelles dans les temporalités sociales évoquées plus haut, notamment celles affectant le cycle de vie.

Enfin, l'auteur s'interroge sur la pertinence des catégories d'analyse dans

l'étude des temporalités sociales et en propose là encore une critique. Pour étayer celle-ci, il prend appui sur les études consacrées aux temporalités vécues par les femmes et s'intéresse à deux thèmes en particulier : leurs modes d'activités dans le temps ainsi que leurs représentations du temps.

Mercure remet ici en question le postulat des temps différenciés, soit celui d'une séparation stricte des espaces-temps, et au moyen duquel on vise à repérer la sphère d'activité qui structure les autres sphères de la vie (pivots structurants). Chez les femmes, plusieurs études montrent au contraire la superposition des temps sociaux et la difficulté de scinder clairement les sphères du travail salarié et du travail domestique par exemple; de même, la séparation entre travail domestique, loisir et temps personnel est également délicate à opérer dans la vie quotidienne. Dès lors s'agit il de dégager la spécificité du temps vécu par les femmes par le biais de catégories d'analyses adéquates.

Quant à l'analyse des représentations de l'avenir, elle est le plus souvent basée sur un temps linéaire et cumulatif propre aux sociétés industrielles avancées, soit le temps dominant de la sphère professionnelle; or ce dernier ne correspond pas au vécu féminin caractérisé à maintes reprises par des ruptures et des discontinuités.

Cette critique des outils d'analyse basés sur la temporalité dominante alors formulée, pour conclure l'auteur suggère d'élaborer une théorie des cadres sociaux des représentations de l'avenir : cette théorie viserait à dégager les supports sociaux des cadres du temps (famille, religion, classes sociales ...) et leurs temporalités propres.

En conclusion, cet ouvrage me paraît être une bonne synthèse du champ actuel de l'étude des temporalités sociales. Il est aussi rédigé de façon didactique : en effet, l'auteur expose à plusieurs reprises les mêmes notions et en propose une synthèse, ce qui peut par ailleurs conférer au texte un aspect quelque peu répetitif. En outre, alors qu'une grande partie de l'ouvrage est consacrée à des études empiriques, à aucun moment il ne nous fait partager la richesse des analyses de contenu par certaines citations ou exemples qui auraient pu rendre ce texte plus vivant ! De plus, si Mercure met bien en évidence les relations pouvant exister entre niveau socioprofessionnel et temporalités sociales, on regrettera toutefois qu'il ne creuse pas davantage les mécanismes qui sous-tendent ces relations. Enfin, on peut encore déplorer que d'une manière générale il n'articule pas sa réflexion portant sur les temporalités sociales sur une sociologie fondamentale du temps, autrement dit, sur la question de savoir qu'est-ce que le temps et existe-t-il une connaissance du temps qui ne soit pas sociale ?

Cela dit, son livre est stimulant car il ne manque pas de rappeler les nouveaux horizons de recherche qui s'ouvrent à ce champ d'étude et qui font des temporalités sociales un domaine passionnant à explorer.

Carole Maystre,
Centre interfacultaire de gérontologie,
Université de Genève

Andreas Diekmann und Carlo C. Jaeger (Hrsg.), *Umweltsoziologie,* (Sonderheft 36 der Kölner Zeitschrift für Soziologie), Westdeutscher Verlag, Opladen 1996, 584 Seiten.

Zehn Jahre nach dem Kernreaktorunfall in Tschernobyl und dem Erscheinen sowohl von Ulrich Becks „Risikogesellschaft" wie auch Luhmanns „Ökologischer Kommunikation" widmet die Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie ihr Sonderheft dem Thema

„Umweltsoziologie". Wie die Herausgeber Andreas Diekmann und Carlo Jaeger in der Einleitung selber feststellen, ist dieser Sammelband auch ein Zeichen dafür, dass sich „Umweltsoziologie" nach einer Phase rascher Expansion zu einer institutionalisierten soziologischen Teildisziplin entwickelt hat, in der die Zeit für eine Zwischenbilanz der bisherigen Forschung reif ist. Dabei ist es den beiden Herausgebern gelungen, 23 überwiegend hervorragende Beiträge zum Themenbereich zusammenzustellen, die einen guten Überblick über aktuelle theoretische und methodische Ansätze und Fragestellungen sowie empirische Befunde liefern. Der Sammelband eignet sich daher auch als Handbuch für Umweltsoziologie, in dem die wichtigsten thematischen Schwerpunkte dokumentiert und die einschlägige Forschung der vergangenen 30 Jahre konsolidiert werden.

Der Sammelband ist in vier thematische Blöcke unterteilt. In Teil I („Einführung") bieten die Beiträge von Diekmann, Jaeger und Renn einen Überblick über die zentralen theoretischen Orientierungen, Überlegungen zum Stellenwert der Soziologie in der Umweltforschung sowie Diskussionen der Praxisrelevanz der Umweltsoziologie.

Fünf Beiträge in Teil II dokumentieren zentrale theoretische Perspektiven der Umweltsoziologie. Dabei markieren Systemtheorie (Rapoport), Theorie des rationalen Handelns (Diekmann), das Konzept der Risikogesellschaft (Beck), das Postulat nach einer Natur und Gesellschaft verbindenden „Endosoziologie" (Nowotny) sowie Humanökologie (Jeager) die Eckpunkte des dokumentierten theoretischen Feldes. Auffällig ist, dass kein Beitrag die konstruktivistische Theorierichtung dokumentiert, obwohl in vielen Einzelartikeln auf eine „konstruktivistische Umweltsoziologie" als Negativfolie Bezug genommen wird.

Die Beiträge im mittleren und umfangreichsten Teil III über Themen und Forschungsfragen der Umweltsoziologie sind in fünf Unterbereiche gegliedert. Drei Beiträge widmen sich Problemen in Zusammenhang mit der Messung von Umweltbewusstsein, der Unterscheidung verschiedener umweltbezogener Einstellungen und Werthaltungen sowie den Determinanten und Verhaltenskonsequenzen von Umweltbewusstsein (Dunlap, Mertig; Preisendörfer, Franzen; Tanner, Foppa). Unter dem Titel „Allmende-Probleme" werden die Grenzen und Möglichkeiten des spieltheoretischen Ansatzes zur Erklärung von Umweltproblemen diskutiert und neue Konzepte zur Frage der Rahmenbedingungen für Kooperation zwischen Akteuren vorgestellt (McCay, Jentoft; Frey, Bohnet; Mosler, Gutscher). Jeweils zwei Beiträge widmen sich der Thematik von sozialen Bewegungen im Ökologiebereich (Kriesi, Giugni; Opp) sowie globalen ökologischen Veränderungen (Redclift, Skea; Edendorfer). Der letzte Unterbereich schliesslich enthält drei Beiträge zu Determinanten von Umweltpolitik (van den Deale; Cebon; Héritier).

Teil IV unter dem Titel „Methodische Praxis und Probleme" schliesslich enthält zu Beginn einen informativen Beitrag von Dörner zum Problem des Umgangs mit komplexen, unbestimmten und langsam ablaufenden Prozessen, wie sie für viele ökologische Probleme kennzeichnend sind. Im Beitrag von Noll und Kramer wird der gegenwärtige Stand der Umweltberichterstattung dargelegt und besonders auf die bisher beschränkte Berücksichtigung subjektiver Indikatoren hingewiesen. Der abschliessende Artikel von Schahn und Bohner schliesslich vermittelt einen guten Überblick über den Stand der sozialwissenschaftlichen Evaluationsforschung im Umweltbereich sowie zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten.

Eine wesentliche Qualität des vorliegenden Sammelbandes besteht darin, dass bei der Lektüre der Einzelbeiträge Linien der theoretischen Debatten sichtbar werden und eine Vielzahl von Querbezügen

hergestellt werden können. Zwei Achsen der Diskussion sind besonders augenfällig.

(1) Eine Diskussionslinie, auf die verschiedene Beiträge des Bandes bezug nehmen, dreht sich um die Frage nach dem Objektbezug einer Umweltsoziologie. Soll sie sich darauf beschränken, gesellschaftliche Kommunikationen über ökologische Themen zu untersuchen oder hat die Soziologie auch etwas zur Wirklichkeit ökologischer Probleme zu sagen? Welche Probleme ergeben sich an der Nahtstelle zwischen der naturwissenschaftlichen Beobachtung von Schadensverläufen und der sozialwissenschaftlichen Untersuchung von ökologischen Kommunikationsprozessen? Wie eng sind „reale" Bedrohungslagen und subjektive Risikowahrnehmungen aneinander gekoppelt?

Ulrich Beck behauptet, den Gegensatz zwischen kontruktivistischen und realistischen Denkmodellen im Konzept der „Weltrisikogesellschaft" aufheben zu können. Dieses schliesse eben sowohl die Realität globaler ökologischer Bedrohungen wie auch die Entstehung eines neuen Risikodiskurses ein (S. 124). Allerdings bleibt der Beitrag von Beck weitgehend auf der Ebene eines unverbindlichen und theoretisch unbefriedigenden „sowohl als auch" stehen. Die Frage, ob und wie sich soziologisch entscheiden lässt, ob wir es mit ökologischen Hysterien und erfolgreichem „agenda setting" oder mit realen globalen Existenzbedrohungen zu tun haben bleibt unbeantwortet.

Helga Nowotny geht hier noch einen Schritt weiter, indem sie die Differenz zwischen ökologischer Kommunikation und globaler Existenzbedrohung theoretisch kollabieren lässt. Sie argumentiert, dass seit den Krisen der frühen 70er Jahre die Systemgrenzen zwischen Natur und Gesellschaft durchlässiger und unübersichtlicher geworden seien, die natürliche Umwelt der Gesellschaft einverleibt worden sei. Damit sei der Zeitpunkt dafür gekommen, dass sich die Soziologie in eine „Endosoziologie" verwandeln müsse, in welcher der Verwischung der Grenzen zwischen Natur und Gesellschaft sowie dem nicht-linearen, dezentrierten Charakter des modernen „Ökosozialsystems" Rechnung getragen werde. Entsprechend fordert sie, „die in der Moderne ausdifferenzierten gesellschaftlichen Subsysteme endogen wieder zueinander in Beziehung zu setzen, unter Einschluss der sich dabei ergebenden Widersprüche" (S. 156). Hier trifft sich Nowotnys Argumentation mit derjenigen im Beitrag von Carlo Jaeger, der ebenfalls in der Vereinigung von Gegensätzen, der Überwindung von theoretischen Partikularismen und der Zusammenführung von „lokalem Wissen" in „globales Wissen" einen Weg sieht, die Umweltkrise zu bewältigen. Offen bleibt in beiden Beiträgen, wie eine solche integrative Endosoziologie konkret zu bewerkstelligen wäre und woran sich deren vermutete höhere „Wirklichkeitskongruenz" denn messen liesse.

Gerade in dieser Hinsicht führt der Beitrag von Wolfgang van den Daele erheblich weiter. Auch er tritt in Abgrenzung vom konstruktivistischen Denkmodell für eine Umweltsoziologie ein, die sich auf die Auseinandersetzung mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen einlässt. Anstatt jedoch dem „Aufbruch in eine andere Moderne" das Wort zu reden, analysiert van den Daele in überzeugender Weise die jeweiligen Leistungen der ausdifferenzierten Teilsysteme Wissenschaft und Staat hinsichtlich der Beobachtung und Beurteilung ökologischer Probleme sowie der Anpassung an ökologische Risiken im Rahmen rechtsstaatlicher Regulierungen (S. 437).

Das Problem des Verhältnisses zwischen objektiven Umweltverhältnissen und auf Umwelt bezogenen gesellschaftlichen Phänomenen wird auch in den empirischen Arbeiten deutlich sichtbar. Während beispielsweise Opp bei seinen Analysen zum Niedergang der Ökologiebewegung in der Bundesrepublik der verbesserten „objektiven" Umweltqualität einen erhebliche,

wenn auch durch intermediäre Faktoren vermittelte, kausale Bedeutung zurechnet, erklären Kriesi und Giugni die unterschiedliche Entwicklung von Ökologiebewegungen in verschiedenen europäischen Staaten ausschliesslich durch genuin soziologische Faktoren wie die politische Chancenstruktur und den Grad der Institutionalisierung von ökologischen Konflikten in einem politischen Kontext.

Eine zweite Diskussionslinie, die im vorliegenden Band überaus präsent ist, dreht sich um die Frage, inwiefern das Paradigma der Rational-Choice-Theorie eine tragfähige Grundlage für die Modellierung umweltsoziologischer Fragestellungen bildet. Ihr Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass sich die analytische Darstellung von Umweltproblemen als Problem der Herstellung von Kollektivgütern unter Bezugnahme auf die spieltheoretische Situation des Gefangenen-Dilemmas als überaus elegante und empirisch leistungsfähige Denkfigur erwiesen hat. Die Beiträge im vorliegenden Band setzen bei diesen Grundlagen an und untersuchen in verschiedene Richtungen die Probleme und Grenzen dieses einflussreichen Modells. Der überaus informative Beitrag von Diekmann skizziert verschiedene Varianten der Theorie rationalen Handeln und illustriert die Möglichkeiten und Grenzen umweltökonomischer Modelle anhand einer Reihe empirischer Beispiele. Dabei weist er nach, dass die relativen Effekte ökonomischer Anreize mit den relativen Kosten für umweltgerechtes Verhalten variieren. Während bei hohen relativen Kosten finanzielle Anreize entscheidend sind, spielen in Niedrigkostensituationen Werthaltungen und soziale Anreize eine wichtige Rolle.

Bruno S. Frey und Iris Bohnet zeigen in eindrücklicher Weise die konzeptionellen und empirischen Grenzen des Gefangenen-Dilemmas als umweltsoziologisches Grundmodell. Dabei richten sie ihren Blick insbesondere auf die im Gefangenen-Dilemma postulierte Anonymität der Interaktion und die empirische Beobachtung, dass bereits bei blosser gegenseitiger Kenntnis der Spielteilnehmer die Bereitschaft zu Kooperation erheblich ansteigt. Sie leiten hieraus ab, dass sich bei einer hohen individuellen Zurechenbarkeit von Entscheidungen im Rahmen kleiner politischer und gesellschaftlicher Einheiten eher ökologisches Handeln einstellen werde, da Normabweichungen zu sozialen Sanktionen führen würden. Allerdings bleibt die Frage offen, woher kleine Gruppen ihre Umweltmoral hernehmen.

In eine ähnliche Richtung weist der Beitrag von Mosler und Gutscher, in dem die Autoren über Ergebnisse von Experimenten zu den Determinanten kooperativen Verhaltens berichten. Dabei zeigen sie, dass kontrollierte, öffentliche Selbstverpflichtungen auf kooperatives Handeln einen wirksamen Mechanismus darstellen, um das Problem des Trittbrettfahrens im Allmende-Dilemma zu überwinden.

Manuel Eisner,
Professur für Soziologie,
ETH-Zürich

Riccardo Lucchini, *Sociologie de la survie : l'enfant dans la rue*, Paris, P.U.F., 1996, 323 p.

Cet ouvrage présente un mélange réussi d'analyse empirique et de construction conceptuelle dans un champ qui fut longtemps négligé par les sociologues : l'enfance. Riccardo Lucchini présente la suite des travaux qu'il mène dans les pays d'Amérique latine auprès d'enfants qui ont une expérience de la rue. Il le fait selon une approche interactionniste souple, qui intègre des éléments du structuralisme génétique, ce qui permet «d'écarter les pièges d'une sociologie spontanée tout en accédant aux significations que les acteurs sociaux attribuent aux événements» (p. 3). L'ouvrage est composé de trois études

distinctes et complémentaires, les deux premières portant sur les enfants eux-mêmes, la troisième sur les intervenants sociaux auprès des enfants.

Dans la première étude on découvre les similitudes et les différences entre enfants qui ont une expérience de la rue, mais qui n'appartiennent pas tous à la catégorie qui porte l'étiquette «enfants de la rue». En se basant sur une pluralité de méthodes et de techniques d'observation auprès de 40 d'enfants de 12–15 ans à Montevideo (17 d'entre eux ayant été suivis quotidiennement pendant 6 mois), l'auteur construit une typologie qui rompt avec les stéréotypes et fournit des instruments de comparaison utiles pour comprendre la problématique de l'enfance défavorisée en Amérique latine. Ce qui l'intéresse c'est l'usage que l'enfant fait d'une «constellation de relations et de lieux dont la rue n'est qu'un élément parmi d'autres» (p. 2). Parmi les thèmes abordés dans cette optique, se trouvent : la mère et la famille, l'habitation et le quartier, la personne de l'enfant et son identité, le départ de l'enfant de chez-lui et ses déplacements dans la ville, le travail et les activités de l'enfant dans rue, le rapport avec la rue, le rapport avec les camarades, les programmes d'assistance et la consommation de drogues.

Tout au long des pages on voit de manière vivante comment ces enfants naviguent entre la famille, l'école, les programmes d'assistance, la rue, les institutions fermées, tout en étant à la recherche d'une référence stable. Les différents espaces qu'ils investissent sont loin d'être complémentaires et les enfants se servent de cet état des choses pour justifier leurs allées et venues d'un champ à l'autre. Cette circulation fait partie d'une stratégie de survie liée au manque de ressources de leur famille. Cependant, si ces enfants sont fortement institutionnalisés, ils ont de nombreux contacts avec leurs parents. Le champ familial garde pour eux la «priorité émotionnelle».

L'ouvrage montre bien la part active que jouent les enfants au milieu des contraintes. Celle-ci se manifeste dans leurs stratégies à l'intérieur de chacun des champs, dans leurs départs d'un champ à l'autre, qui sont autant de tentatives pour interrompre le caractère cyclique des événements, dans la recherche d'une reconstitution de leurs relations sur le plan affectif et social, dans les stratégies économiques qu'ils déploient dans la rue. La rue est donc importante pour ces enfants, mais elle ne monopolise pas toute leur énergie.

Une observation minutieuse conduit l'auteur à relever d'importantes différences dans les activités des enfants lorsqu'ils sont dans la rue et à distinguer les expériences des enfants de Montevideo par rapport à ceux de Rio de Janeiro, de Bogota ou de Mexico. Bien entendu l'utilisation que les enfants font de la rue dépend aussi de la violence institutionnelle présente à des degrés divers dans les différentes villes.

L'ouvrage fournit une analyse intéressante de la présentation de soi des enfants, étudiée comme aspect de leur système identitaire. Elle se manifeste différemment chez les enfants qui ont des activités lucratives régulières et chez ceux qui n'en ont pas. Chez les premiers la présentation de soi constitue une stratégie identitaire de moindre importance, car ils se sentent valorisés par le travail qu'ils exercent. D'ailleurs ils ont une relation moins contraignante avec les éducateurs et jouissent d'une plus grande autonomie. Ils jouent avec leur présentation de soi, mais de manière plus discrète que ceux qui n'ont pas de travail régulier. On voit ainsi à travers des observations très fines que le contexte peut avoir une influence sur la présentation de soi des enfants, et que les différences observées chez des enfants qui se trouvent dans le même contexte sont liées à la biographie propre à chacun.

L'auteur présente les éléments d'une différenciation typologique de l'expérience des enfants dans la rue et l'applique dans une comparaison des enfants de Montevideo et de Rio de Janeiro. Sa connaissance de la sociologie de la déviance lui permet de transposer certains concepts comme celui de carrière. Ce dernier permet de voir qu'un enfant ne se constitue pas «enfant de la rue» du jour au lendemain, mais le devient progressivement. Une série de dimensions constitutives du modèle du «système 'enfant-rue'» complètent l'analyse et permettent de différencier les enfants qui connaissent la rue à Montevideo et à Rio de Janeiro sur plusieurs plans : temporel et spatial, identitaire, sur le plan de la sociabilité et sur celui des activités. Cette analyse peut s'avérer utile non seulement d'un point de vue scientifique, mais aussi d'un point de vue pratique, étant donné que l'efficacité d'une intervention n'est pas sans rapport avec la capacité de se démettre d'une image stéréotypée des enfants appelés enfants de la rue.

La deuxième étude porte sur les filles qui vivent dans la rue à Buenos Aires et qui au moment de l'enquête se trouvaient dans une institution religieuse. On y apprend que les chercheurs, de même que les institutions, ont accordé peu d'attention aux filles dans la rue. Cette ignorance du monde des filles est liée aux représentations de la femme et de la sexualité féminine ainsi qu'au fréquent amalgame établi entre filles de la rue, prostitution et autres formes d'exploitation. L'auteur précise, d'une part que dans les faits «l'immense majorité des filles qui se trouvent dans les rues ne s'adonnent pas à la prostitution» (p. 162) et que d'autre part «seule une infime minorité des filles très jeunes, qui font commerce de leur corps et qui appartiennent aux couches sociales les plus défavorisées, appartiennent en même temps à la catégorie des enfants de la rue» (p. 163).

Ce chapitre décrit comment ces enfants entrent dans la rue, comment elles effectuent un double mouvement, spatio-temporel et identitaire, vers la rue. Quatre étapes sont distinguées : «1/ la fille quitte le foyer domestique et se rend chez une amie; 2/ elle est placée dans une institution; 3/ elle s'adonne à la prostitution; 4/ elle s'établit dans la rue». L'auteur précise : «On constate que lorsqu'une fille trouve sa place dans un groupe d'enfants de la rue, elle abandonne la plupart du temps la prostitution en tant qu'activité principale» (p. 186). Cela montre que le statut de prostituée et le statut d'enfant de la rue ne sont pas assimilables, mais n'enlève rien à la gravité de la violence sexuelle que rencontrent ces filles.

Une description est faite également des différents réseaux de sociabilité auxquels participent ces filles une fois dans la rue, les stratégies de survie auxquelles elles ont recours : vols, recherche de nourriture, d'un refuge pour la nuit, de drogues. Une analyse différentielle est faite de ces activités. On voit que le vol n'est pas seulement une stratégie de survie, mais aussi une stratégie identitaire (devenir l'égale des garçons par exemple). Ou encore on voit que la nature des comportements sexuels des filles de la rue sont liés à leurs expériences familiales, mais se développent aussi en interaction avec les autres enfants selon différentes logiques : de crainte (évitement), de protection (soumission), d'exploitation (d'où attente d'un avantage).

Ce chapitre contient une analyse des drogues utilisées par les filles de la rue de Buenos Aires, mais également de leur rapport à ces drogues, qui lors de leur expérience de la prostitution jouent un rôle désinhibiteur, leur permettant de trouver, selon l'une d'entre elles, «le courage nécessaire pour exercer cette activité» (p. 204). L'entrée dans la rue modifie le sens de la consommation des drogues : la fonction de celles-ci n'est plus de désinhiber seulement, mais devient davantage ludique, hédoniste ou identitaire. L'auteur poursuit son analyse en présentant un

schéma particulièrement intéressant de la «multifonctionnalité» de l'usage des drogues chez les enfants de la rue, en distinguant les fonctions qu'elles remplissent selon leur caractère individuel (fonctions désinhibitrice, hédoniste, physiologique, perceptive) ou collectif (fonctions ludique, rituelle, contestataire, identitaire). Il semble que l'insertion de la fille dans le monde de la rue mène vers une multifonctionnalité et que celle-ci exercerait un frein sur la dépendance.

Un dernier chapitre traite des représentations qu'ont les intervenants sociaux des enfants à risque (pas uniquement des enfants de la rue) qui font partie de trois programmes d'assistance à Montevideo (une section concerne le Brésil). Riccardo Lucchini, en collaboration avec Antonella Invernizzi, distingue les logiques qui sous-tendent les représentations qu'ont les intervenants de l'enfance : d'une part les références psychologiques, psychanalytiques, sociologiques, normatives, et d'autre part les mécanismes qui contribuent à la production des enfants à risque. Par ailleurs, l'image qui caractérise les discours officiels des institutions est distinguée de celle que les intervenants construisent en interaction avec les enfants.

Ce chapitre montre que l'image institutionnelle apparaît dans les objectifs que poursuivent les institutions sociales et se cristallise autour d'un certain nombre de traits attribués aux enfants. Les discours correspondants mettent l'accent sur les déterminants sociaux, sur les situations dangereuses dans lesquelles se trouvent ces enfants, sur leur état de victimes. L'image interactionnelle, en revanche, qui sans être complètement indépendante de la précédente se constitue à travers les interactions avec les enfants, à travers les discussions au sein des équipes, etc., est plus nuancée. Sont différenciés alors les «enfants travailleurs» des «enfants fugueurs» par exemple, et sous chacune de ces étiquettes apparaissent de multiples facettes qui reflètent entre autre la nature de la relation entre les enfants et les intervenants.

Les auteurs ont procédé à un travail de déconstruction du concept d'enfant de la rue et ont mis en évidence un certain nombre de contradictions dans les représentations et discours des intervenants sociaux. Parmi ces contradictions existe un décalage important entre l'image que l'institution construit autour des dysfonctionnements sociaux, et l'image interactionnelle qui se construit autour de référents psychologiques. La déconstruction du concept révèle le caractère normatif des images véhiculées par les discours des éducateurs, lié à une vision idéale de l'enfant. Cette vision est héritière de l'image occidentale de l'enfance, considérée comme une période d'immaturité, d'inachèvement ainsi que comme une période d'innocence et d'authenticité. C'est cette double image, qui fonde la représentation de l'enfant victime, que reprennent les intervenants, associée à celle de la famille des enfants, qui représente l'inadaptation sociale et l'abandon. Les points de vue des familles elles-mêmes, de groupes défavorisés, de l'enfant lui-même, ne sont nullement pris en compte par les intervenants qui, partant de l'image idéale, ne voient que les aspects négatifs du vécu de ces enfants.

Les auteurs démontent le discours réducteur de pathologisation des enfants, qui est associé à une vision normative de l'enfance. Ils montrent aussi comment l'enfant réagit, comment il négocie ces images, voire les exploite en adaptant son discours selon les interlocuteurs, ce qui rend la connaissance que peuvent en avoir les adultes encore plus difficile. Les auteurs mettent en relation les représentations réductrices des intervenants avec les problèmes qu'ils rencontrent. Leurs interactions sur le terrain leur fournissent une image plus proche de la vérité des enfants, mais celle-ci reste sans effet par manque de moyens de la conceptualiser. Par ailleurs, l'ignorance de la ratio-

nalité des enfants fait que ceux-ci ne sont pas appelés à participer dans les plans d'action qui les concernent et la vision étroite qu'ont de la famille les intervenants conduit à vouloir intégrer l'enfant quand bien même celle-ci est considérée de manière négative.

L'ouvrage est un exemple d'une approche interactionniste bien menée et les différentes parties qui paraissent dans un premier temps quelque peu disparates finissent par s'intégrer de manière réussie. Si l'auteur apporte des données inédites et intéressantes sur les enfants qui investissent les rues des grandes villes, il apporte également des éléments importants sur l'enfant comme acteur, sur les rapports entre différentes institutions de socialisation, ainsi que sur le rapport plus théorique, acteurs-structures. En fait, il contribue à la sociologie de l'enfance, qui connaît cette dernière décennie un essor spectaculaire chez les sociologues qui s'expriment en anglais, et qui commence à intéresser des sociologues de langue française également. A ce propos, on se demande pourquoi l'auteur garde le silence concernant cette nouvelle spécialité dans laquelle se retrouvent plusieurs sociologues, apparentés par leurs attaches à une sociologie de la déviance, ainsi qu'à un interactionnisme structurellement tempéré.

Cléopâtre Montandon,
Faculté de Psychologie et des Sciences de l'Education,
Université de Genève

Hubert Knoblauch, Hrsg., *Kommunikative Lebenswelten. Zur Ethnographie einer geschwätzigen Gesellschaft*, UVK – Universitätsverlag, Konstanz 1996, 269 Seiten.

„Geschwätzig" nennt man gemeinhin Menschen, die viel und eher zuviel sprechen und dabei in ihrer kommunikativen Wahllosigkeit Bedeutendes kaum mitzuteilen haben. Wenn Soziologen sich entschließen, eine Gesellschaft als „geschwätzig" zu bezeichnen, meinen sie offenbar, heutzutage überall Plaudertaschen vorzufinden, die einen Gutteil ihrer Zeit damit verbringen, Geschichten, Gerede, Gerüchte zum Besten zu geben. Der Editor des vorliegenden Sammelbandes zu den „kommunikativen Lebenswelten" der modernen Gesellschaft indes möchte das Attribut seiner Wahl jedoch nicht derartig abschätzig verstanden wissen. Mit Verweis auf das süddeutsche Idiom, das bei den meisten der hier versammelten Autoren auch selber anzutreffen sein dürfte, teilt der Konstanzer Herausgeber den Lesern (und dem norddeutschen Rezensenten) in seiner Einleitung mit, daß mit der „Geschwätzigkeit" der Gesellschaft mundartlich allein ihre erhöhte Gesprächsfreude gemeint sein soll – ein Tummelplatz für Sozialforscher, sollte man meinen, zumal wenn sie – wie im hier verhandelten Buch – dem Verein der „Sprachsoziologen" entspringen. Doch hat man beim Lesen der insgesamt 14 Beiträge nicht immer den Eindruck, daß in der Untersuchung ihrer gewaltigen Datenmengen bei den Sprachsoziologen nur Freude aufgekommen ist. Mitunter schleicht sich in die Darstellungen ein mokanter Unterton ein, der das viele Reden belächelt. An diesen Stellen ist der Rezensent selbst dann nicht mehr von der behaupteten Neutralität des „Geschwätzigen" überzeugt, wenn er sich um Distanz zu den Sprachgewohnheiten seiner eigenen Ethnie bemüht, der im übrigen ja völlig zu Unrecht kommunikative Zurückhaltung nachgesagt wird.

Zieht man aber das Geschmäcklerische aus einigen der hier dokumentierten Untersuchungen ab, bleibt eine Diagnose über die Kommunikationskultur in der modernen Gesellschaft, die auf den ersten Blick wenig bestreitbar erscheint. Deren Lebenswelt, so hebt Hubert Knoblauch einleitend hervor, ist kaum anders denn als „Reich der Kommunikation" zu betrachten, und wo ehedem noch fraglose Traditionen und die körperliche Härte des Broterwerbs für einen eher sprachlosen Alltag sorgten, hat sich heute die alltägliche Lebenswelt zu einer „Konversationsmaschine" (Berger, Kellner) entwickelt, die unablässig den Zwang wie die Chance zum ständigen Reden produziert. Neben der Verwandlung von Arbeit in Interaktion, wie sie nicht nur im Dienstleistungsbereich geschieht, stellt danach vor allem die „Pluralisierung der Lebenswelten" hierfür eine wichtige Ursache dar: Wenn sich die großen Stammkulturen in heterogene Sinnprovinzen verwandeln und gleichzeitig jede(r) an einem Patchwork mehrerer Teilkulturen partizipiert, können die Grenzen der jeweils besonderen Bedeutungssysteme nicht anders als durch kommunikative Handlungen durchlässig gemacht werden. Auch vermag sich die enttraditionalisierte Kultur des Sozialen nicht länger auf die stumme Macht der Gewohnheit zu verlassen. Sinngebungen müssen stärker denn je erst aktiv erzeugt werden, und der moderne Mensch geht hierbei vor allem damit zu Werke, daß er seine je eigenen Interpretationen des Lebens kommuniziert.

Im interessanten Einleitungsessay von Hubert Knoblauch, der die Fallstudien des Bandes geschickt zu rahmen versteht, vermißt der Rezensent jedoch den Hinweis auf konträre Prozesse, der die Analyse moderner Kommunikationskulturen nur präzisieren und dabei aufklären könnte, wo ihre Hoheitsgebiete, aber auch ihre Wüstungen liegen. Wenn – wie dies unter anderen zuletzt etwa Anthony Giddens vertrat – die Routinisierung sozialer Beziehungen ein Merkmal der (späten) Moderne ist und Geldleistungen und Versachlichung dafür sorgen, daß der moderne Mensch viele seiner alltäglichen Zwecke auch ohne aufwendiges Reden mit Personen verwirklichen kann, dann dürften wir in nicht wenigen Sphären der modernen Lebenswelt eher rückläufige Kommunikationen auffinden. In Studien zur grassierenden Unhöflichkeit in unserer Zeit wird beispielsweise die Vermutung geäußert, daß die heutigen Menschen das Taktgefühl zunehmend verlören, weil sie auf den persönlichen Umgang mit ihnen fremden Personen und komplizierte Aushandlungsprozesse weniger angewiesen seien. Solche Diagnosen mögen übertreiben, werfen aber die Schatten von Spracharmut und Verstummung auf die sonnige Sicht von den immerfort schwatzenden Gruppen, die unsere Gegenwart munter bevölkern sollen.

Für all jene Bereiche der Lebenswelt aber, die weiterhin kommunikativ strukturiert sind oder sich dafür erst öffnen, gilt zweifellos, was Knoblauch als ihr wichtigstes soziologisches Merkmal festhält. Selbst das hochgradig individualisierte Subjekt der „plurikulturellen Gesellschaft" sucht und entwirft in seinen Verständigungsformen soziale Muster, die vorgängige Habitus entweder ersetzen oder neue hervorbringen, was Knoblauch auch als „sekundäre Traditionalisierung kommunikativer Vorgänge" bezeichnet. Ihr kommt die Sozialforschung nur beobachtend auf die Spur, und so ist es die Methode der Ethnographie, mit der die kommunikativen Innenausstattungen in den „kleinen Lebenswelten" unserer Zeit explorativ erschlossen werden. Gute Fallstudien stellen in diesem Zusammenhang die Untersuchungen von Christoph Maeder und Jo Reichertz über die narrative Erzeugung von Bedeutungsstrukturen im Leben von Organisationen dar. Am Beispiel von Geschichten, die in Gefängnissen (Maeder) bzw. bei der Kriminalpolizei (Reichertz) zirkulieren, vermögen beide

Beiträge anschaulich zu machen, auf welche Weise Erzählungen nicht nur den Wissensbestand von Menschen in Organisationen aufladen, sondern auch das Handeln in ihnen steuern. Daß hierbei die Sinnerzeugung nicht auf die Kommunikation unter Anwesenden angewiesen ist, belegt der Aufsatz von Achim Brosziewski. Er zeichnet nach, wie das Phantasma „des Kunden" zum Thema virtueller Kommunikationen im Management wurde. Wir lernen daraus, daß die Vorliebe für kommunizierte Fiktionen nicht erst seit dem Cyberspace existiert, auch wenn sie im Internet heute ihr modernstes Medium findet. Daniel Barth und Dirk vom Lehn unterrichten den Leser in diesem Zusammenhang über die kommunikativen Gepflogenheiten in den virtuellen Mail-Box-Gemeinschaften der „Star Trek"-Fans, von denen sich manche sogar in der erfundenen Sprache der fiktiven „Klingonen" unterhalten: „yIyep!!" – gewiß eine der artifiziellsten Formen eines speziellen „Wissens über das Wissen", das – wie der Herausgeber schreibt – mit der zunehmenden Ausdifferenzierung von Teilkulturen kommunikativ erst aufwendig vermittelt werden muß.

Kaum weniger idiosynkratisch hat einmal für manche Betrachter das Innenleben jener Milieus ausgesehen, die kulturell den „Neuen Sozialen Bewegungen" zugehören. Das ist nun schon seit langem vorbei, vielmehr dürfen wir heute davon ausgehen, im Alltag jener „Versozialwissenschaftlichung von Identitätsformationen" (Ulrich Oevermann) zu begegnen, die zum abgesunkenen Kulturgut des politischen Avantgardismus der siebziger und achtziger Jahre wurde. Ausschnitte dieser Lebenswelten präsentieren im vorliegenden Band die Beiträge von Cornelia Behnke und Michael Meuser über den Kommunikationsstil in Männer- und der von Gabriela Christmann über jenen in Ökologiegruppen. Behnke und Meuser zeichnen in detailierten Studien die Sinnwelten „bewegter Männer" nach und nutzen das sprachliche Material, um die Entwicklung von „reaktiven" zu „offensiven" Selbstbildern der eigenen Virilität in diesem Milieu zu charakterisieren. Während die Selbstreflexivität der vom Feminismus verunsicherten Männer dort zur Aporie gerät, wo ihre Kommunikationen eben jene Geschlechtsnormen nur affirmieren, von denen sich die Männer eigentlich gerade befreien wollten, ziehen die „offensiven" Männer aus diesem Dilemma die Konsequenz, zu körperbezogenen Ritualen einer neuen „Mannwerdung" überzugehen. Sie verabschieden sich aus dem Reich der verbalen Kommunikation, die ihnen Selbstzweifel, aber keine Rollendistanz einbrachte, und inszenieren Männlichkeit als gruppendynamisches Abenteuer, womit sie gleichsam auf eine Jungenschar regredieren, die sich selbst als Männer erst initiieren. Zwischen „ausdikutieren oder ausschwitzen" – wie es im Titel des Aufsatzes von Behnke und Meuser heißt – soll es nur die unglückliche Alternative von reflexiver Überforderung oder naiver Entlastung geben, solange die Geschlechtlichkeit selbst als unhintergehbare Tatsache erscheint. Diese dem „gender"-Diskurs entlehnte Interpretation scheint mir allerdings selbst unglücklich zu sein, weil auch der sexuelle Konstruktivismus ein Diskursphänomen und für das Geschlechtsleben nur von bedingter Tauglichkeit ist. Könnte es nicht sein, daß sich die Wahl zwischen „ausdiskutieren oder ausschwitzen" überhaupt erst dann aufdrängen kann, wenn sich das *„Aushandeln"* der eigenen Männlichkeit nicht in einer Lebenspraxis bewährt, in der sich die Geschlechterspannung als praktische Aufgabe männlicher Selbstdefinitionen stellt? Behnke und Meuser schlagen in ihrem spannenden Beitrag jedoch die Interpretation vor, Männergruppen als Instanzen einer „institutionalisierten Dauerreflexion" zu betrachten, und greifen damit jene polemische Formel auf, auf die Helmut Schelsky einst die Folgen der kulturellen Enttraditionalisierung in der Mo-

derne brachte. Schelsky konnte sich posttraditionale Orientierungen letztlich nicht als gelebte Wirklichkeiten vorstellen und Lebenspraxis nicht als Konflikt. Darüber ist die Moderne längst hinweggegangen, so daß von Schelskys Deutung heute allein ihre Häme verbleibt.

Auch der Herausgeber wählt in seiner Einleitung Befunde wie die von Behnke und Meuser dazu, der Perspektive von Schelsky zu folgen und sich im Einklang mit ihr von jenen Ansprüchen auf Vernünftigkeit im Sprechen zu distanzieren, die vor allem Jürgen Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns formulierte. Eigentlich schade, ist diese Distanzierung heute doch schon zur Pose unter Soziologen geworden, die Habermas – um im süddeutschen Sprachgebrauch zu bleiben – zum „Watschenmann" abgeklärter Sozialforschung machen, ohne sich um eine Rekonstruktion seiner Theorie überhaupt noch zu bemühen. So darf man beim Aussprechen des „herrschaftsfreien Diskurses" im Kreis von Sozialwissenschaftlern auch dann noch sicher mit ausbrechender Heiterkeit rechnen, wenn schon keiner mehr weiß, was damit denn eigentlich gemeint war.

Auch im vorliegenden Band liegen hier einige Mißverständnisse vor, wird etwa die im Beitrag von Christmann berichtete Tatsache, daß auch Ökologiegruppen gewisse Konventionen der eigenen Binnenkommunikation kennen, umstandslos als Beleg dafür gewertet, alle Hoffnung auf das Vernunftpotential der Sprache als rührende Illusion zu begraben. Statt – wie im Buch behauptet – von der empirischen Tendenz einer „wachsenden Vernünftigkeit der Kommunikation" in der Moderne (der im übrigen Habermas' Zeitdiagnose einer „Kolonialisierung der Lebenswelt" explizit widerspricht), handelt Habermas' Kommunikationstheorie jedoch davon, daß im Gebrauch der Sprache implizite Geltungsansprüche auf Wahrheit und Wahrhaftigkeit eingebaut sind, die in der Moderne zwar reflexiv hervortreten und somit „erreichbar" werden, aber gerade nicht oder nur in „verzerrter" Form Kennzeichen der empirischen Kommunikationspaxis sind. Allein deshalb vermag Habermas' Theorie eine „Kritik der Verständigungsverhältnisse" (Thomas McCarthy) zu sein, weil sie den Abstand vermißt, den gesellschaftliche Kommunikationen von rationalen Diskursen trennt. Noch eine Ethnographie von Kommunikationen, die bestimmte Gesprächsmuster als „konventionell" qualifiziert, operiert mit basalen Geltungsansprüchen, die in Sprechakte eingelassen sind. Nichts anderes hat Habermas nachweisen wollen, weshalb die Abgrenzung von ihm im vorliegenden Band für meinen Geschmack zumindest etwas voreilig ist.

Entlastet man die empirischen Analysen des Bandes jedoch von Interpretationen, die sie vielleicht gar nicht belegen können, tritt eine Sammlung teils bemerkenswerter materialer Fallstudien zu Tage, die ohne Zweifel einen Gewinn für die Erforschung unseres gesprächigen Alltags darstellen. Dies gilt selbst noch für einige jener Beiträge, die in Knoblauchs Buch eigentlich kaum richtig plaziert sind, weil sie sich zwar mit Kommunikationen, aber nur am Rande mit dem verbalen Austausch in modernen Lebenswelten befassen. Ein Grenzphänomen solcher Art schildert etwa der lehrreiche Beitrag von Ronald Hitzler, Angela Behring, Alexandra Göschl und Sylvia Lustig über die Angehörigen der „Bayerischen Sicherheitswacht", die als fast sprachlose Signale von staatlichen Sekuritätsgarantien vorgestellt werden – zumeist stumm umhergehende „lebende Notrufsäulen", die keine Symbole bilden, sondern selbst welche sind. Thomas Lau wiederum gibt eine Beschreibung der Techno-Kultur, wobei er auf eine Ethnographie verbaler Kommunikationen vielleicht deswegen weitgehend verzichtet, weil man beim Rave sowieso nichts versteht. Doch geht er dieses überhitzte Thema der aktuellen Kulturanalyse in ange-

nehm lakonischer Weise an, so daß sich sein Text als *chill out* von Spekulationen bewährt, die Techno mit dem Anbruch eines neuen Zeitalters verbinden. Den Abschluß des Bandes bildet der Text eines Mannes, mit dem die ethnographische Forschung in der Soziologie einst einen frühen Höhepunkt nahm. Bei Erving Goffmans erstmals im Deutschen veröffentlichten Text „Über Feldforschung" handelt es sich um eine Rede von 1974, die erst post mortem erschien. Darin warnt Goffman z. B. davor, die eigenen Feldnotizen allzu puristisch auf „wenige sinnvolle Sätze" zu reduzieren und plädiert zwecks besserer Selbstverständigung des Forschers für üppig ausladende, persönlich gefärbte Prosa. Diesem Ratschlag aber nicht bei der Abfassung der publizierten Aufsätze gefolgt zu sein, dürfen sich der Herausgeber und die meisten Autoren des Bandes als Verdienst anrechnen lassen. So ist ein Reader mit präzisen Fallstudien entstanden, der Goffman sicher gefallen hätte.

Sighard Neckel,
Institut für Soziologie,
Freie Universität Berlin

Sandro Cattacin, Barbara Lucas, Sandra Vetter, *Modèles de politique en matière de drogue : une comparaison de six réalités européennes*, Paris, L'Harmattan, 1995, 255 p.

L'évocation de «la drogue» génère de nombreuses réactions émotionnelles et simplistes. C'est dans ce climat tendu que l'équipe de Sandro Cattacin a mené sa recherche et tenté de dégager des modèles politiques à partir de l'étude de la situation dans six entités en Europe. Ces entités ont été retenues car elles auraient maintenu une cohérence dans leur politique drogue et parce que ces villes seraient les modèles de la politique nationale. Il s'agit de Francfort (Allemagne), Göteborg (Suède), Lyon (France), Modène (Italie), Rotterdam (Pays-Bas) et Valais (Suisse). Le choix pour la Suisse est dès lors particulièrement surprenant. Ce n'est pas une ville comme dans les 5 autres cas et à part le fait d'autoproclamer que sa politique est un modèle, le Valais ne reflète que faiblement la réalité helvétique.

Cette étude comparative s'appuie sur un inventaire des acteurs du champ réalisé sur la base d'un questionnaire, une analyse de la presse écrite locale ou régionale depuis les années '70 pour dégager la perspective historique, la prise en considération de la documentation tels rapports annuels, procès-verbaux de séances et en moyenne six interviews par entité.

Après une brève introduction (chapitre 1, pp. 13–23), l'ouvrage présente chacune des études de cas (chapitre 2, pp. 25–182), les compare (chapitre 3, pp. 183–212) et tente de dégager des modèles, des «types-idéaux de politique en matière de drogue» (chapitre 4, pp. 213–236), avant d'essayer de dégager les aspects positifs de chacun des modèles (chapitre 5, pp. 237–241).

La description de chacune des villes permet de se faire une idée de la politique menée et des stratégies mises en place.

A Francfort, la politique vise à réduire les risques sanitaires liés à la consommation de drogues illégales et à diminuer la marginalisation des personnes dépendantes. L'approche est pragmatique et a permis une diversification de l'offre thérapeutique médico-sociale. La coordination entre les diverses institutions et acteurs est institutionnalisée.

A Göteborg, la politique est marquée par un fort consensus : «Une société sans drogue». Bien que reconnu comme un idéal, cet objectif sert de fondement aux diverses activités déployées. Ceci assure une cohésion du modèle et une impossibilité à penser la pluralité. La politique comprend trois dimensions principales, prévention primaire, motivation des personnes en traitement et fort contrôle social

associé à une forte répression policière de la consommation et du petit trafic.

A Lyon, le but à atteindre reste l'abstinence à l'aide de la répression, de la cure de désintoxication volontaire ou forcée et d'une prise en charge psycho-thérapeutique. Les programmes de prévention de la dépendance sont faiblement développés et les programmes à seuil bas sont encore très marginaux : on assiste à une timide mise en place de thérapie de substitution à la méthadone.

A Modène, l'abstinence est une valeur fondamentale qui détermine les buts des programmes. Les deux axes principaux sont d'une part l'incitation à suivre des thérapies de sevrage ou de substitution en fonction de la personne dépendante et d'autre part la répression du trafic; la police a une attitude tolérante tout en visant à décourager la consommation. Les programmes de prévention de la dépendance sont très faiblement développés.

A Rotterdam, la politique retenue vise à une «normalisation» en matière de toxicomanie. Une politique de réduction des risques a été mise en place prenant en considération tant les aspects de santé publique que d'ordre public. La législation vise à séparer les marchés des diverses substances (en particulier cannabis versus les autres substances). L'offre d'aide aux personnes dépendantes est très diversifiée. La légalisation des diverses substances et par conséquent la dépénalisation de la consommation et la réglementation du commerce apparaît sans être considérée comme la panacée.

Dans le canton du Valais, la politique drogue est pilotée par l'abstinence, considérée largement comme la solution idéale. L'action thérapeutique prend dès lors une très grande importance, en particulier le sevrage en milieu médical; les thérapies de substitution à la méthadone ne viennent qu'en dernier ressort. La prévention est conçue comme dépassant le cadre de la toxicomanie et les interventions visent essentiellement à faire passer de l'information au travers de multiplicateurs.

Apparemment la prévention de l'«entrée dans la toxicomanie» est une priorité dans tous les cas et pour tous les acteurs. Mais la traduction concrète est beaucoup plus rare. La diversification des thérapeutiques est effective dans tous les cas, mais à des degrés très divers.

On observe des différences beaucoup plus importantes sur le thème du contrôle et de la répression. A part le fait que toutes les polices orientent toutes leur action en priorité contre le trafic et la vente de quantités importantes, la répression de la consommation est forte dans certains cas (Göteborg et Valais, voire Lyon). Si la possibilité de substituer une peine de prison par une prise en charge psychosociale existe partout, celle-ci est très diversement appliquée.

Le désenchantement des divers acteurs est présent également dans tous les cas; plus personne ne considère avoir trouvé la solution miracle. En outre chacun observe ce qui se passe ailleurs avec un œil plus ou moins critique selon ses normes sociales et culturelles.

Francfort, Modène et le Valais ne montrent aucun signe de changement de leur politique drogue. Il ne devrait pas y avoir de changement à Rotterdam à moins de coupures budgétaires liées à la crise que traversent les finances publiques. En revanche les modèles de Lyon et Göteborg semblent fragilisés. Les acteurs sociaux de Göteborg craignent un durcissement de la politique de répression et tentent par tous les moyens de maintenir les acquis. A Lyon, la politique répressive se renforce, mais parallèlement les prestations à bas et moyen seuil se développent.

Pour les auteurs, il y a en résumé trois trajectoires :

- une consolidation de la stratégie avec développement d'une politique de réduction des risques (Francfort et Modène)

- une restructuration partielle en vue d'améliorer la politique de réduction des risques (Rotterdam et Lyon)
- un renforcement de la prise en charge médicale et du contrôle social (Göteborg et le Valais)

A partir de ces études de cas, les auteurs proposent trois modèles ou types de politique idéalisés, c'est-à-dire en ne retenant que les éléments pouvant s'insérer dans une logique explicative cohérente :

- le *modèle de contrôle*, généré par l'utopie d'une société sans drogue, qui postule un fort degré d'intégration d'une part des individus dans la société et d'autre part de la politique drogue dans la politique sociale générale, qui vise à l'abstinence et ne conçoit pas l'aide à la survie, qui donne un grand poids à la répression, aux soins et à la prévention de la consommation fonctionnant dans un réseau unique;
- le *modèle sanitaire*, hiérarchisé à prédominance étatique, qui insiste sur la guérison des personnes consommatrices, qui cible essentiellement les symptômes des individus, ce qui sous-tend des thérapies visant à l'abstinence, une faible implication des acteurs, une faiblesse relative de la prévention de la consommation;
- le *modèle de réduction des risques*, fondé sur une hiérarchie des buts à atteindre en fonction du parcours du consommateur et qui privilégie les mesures de prévention de la dépendance, qui implique une forte coordination des divers acteurs et qui propose un large éventail d'interventions.

A ces trois types de politique, les auteurs en mentionnent trois supplémentaires qu'ils n'analysent pas : un modèle de répression totale, un modèle de libéralisation totale et enfin un modèle de non politique.

Les auteurs concluent que bien que les divers modèles incluent des éléments intéressants, le seul qui puisse s'adapter à l'évolution de la situation est le modèle réduction de risques grâce à sa capacité d'intégrer un grand nombre de réponses diversifiées et grâce à sa capacité innovatrice. Ils ajoutent que cette analyse de processus ne prend pas en considération l'impact éventuel sur les problèmes liés aux drogues tant d'un point de vue individuel que sociétal.

La description des activités mises en place dans les six cas est intéressante et montre surtout que l'idéologie dominante influence la logique de pensée de tous les acteurs. Même si apparemment un certain rapprochement des démarches semble s'opérer, on voit mal comment une politique pourra se réorienter si les positions restent dogmatiques.

La Suisse a développé une stratégie nationale visant à diminuer les problèmes liés aux drogues. En 1992, les autorités fédérales ont déclaré en particulier vouloir diminuer de 20% le nombre de personnes gravement dépendantes. Cet objectif quantitatif est difficilement vérifiable dans la mesure où la définition est floue, où le nombre de personnes consommatrices ou dépendantes de drogues illégales est inconnu. Les diverses estimations à disposition sont suffisamment imprécises pour ne pas être à même de mesurer un trend. Cependant la politique proposée est pragmatique, elle peut être considérée comme une politique de réduction des risques. De nombreux efforts ont déjà été faits pour étendre et diversifier les offres de soins médicaux et sociaux. L'information au public prend forme et sert à limiter les préjugés, basés sur des connaissances fausses; cela devrait à terme diminuer le rejet et la stigmatisation des consommateurs et des personnes dépendantes.

Malheureusement les politiques touchant à l'ordre public et à la santé publique sont principalement du ressort cantonal et la diversité des approches est grande. Il ne s'agit pas seulement de détails, mais bien de notions fondamentales. En consé-

quence on retrouve les trois modèles suggérés dans cet ouvrage. Les tensions qui découlent de cet état de fait, restent relativement importantes. Il y a beaucoup d'évidences, mais certains décideurs restent sur leurs *a priori*. Il ressort cependant que les divergences observées au niveau politique, s'estompent dans les milieux professionnels. Au niveau de la population, les divergences sont moins liées au canton de résidence et à la langue qu'à d'autres caractéristiques sociales, la majorité est d'ailleurs favorable à la politique préconisée par les autorités fédérales.

A la lecture de cet ouvrage, on reste un peu sur sa faim, même s'il ne faut pas attendre qu'il règle tous les problèmes. Dire que l'innovation doit être favorisée, que des expériences doivent être tentées implique une évolution des mentalités des femmes et des hommes politiques pour qu'ils autorisent ces expériences, qu'ils mettent en place ce qui fonctionne chez le voisin sans refaire tout le processus sous le prétexte que chez soi c'est différent. Les exemples concernent des villes (à part pour le Valais), il est difficile de les situer dans leurs contextes nationaux respectifs, ce qui aurait eu toute son importance, les Etats ayant malgré tout un rôle essentiel dans la politique drogue.

Dominique Hausser,
Institut de recherche sur
l'environnement construit,
Ecole polytechnique
fédérale de Lausanne

Geneviève Cresson, *Le travail domestique de santé*, Paris, L'Harmattan, 1995, 346 p.

La thèse de Geneviève Cresson part d'un constat : le silence de la sociologie à propos des «soins profanes», ce travail invisible la plupart du temps accompli par les femmes. En sociologie de la famille «l'idée que la famille puisse être le contexte principal de la prise en charge de la santé ou que la santé puisse être une préoccupation permanente dans la vie de la famille, est nettement marginale». Du côté de la sociologie de la santé ou de la médecine, «une impasse de même ampleur est faite sur la notion de 'patient actif' ou de 'travail sanitaire profane' de l'entourage» (p. 8). Avec la médicalisation progressive des soins, tout s'est passé «comme si les soins profanes avaient été escamotés, vidés de leur contenu et surtout de leur autonomie» (p. 9). *L'objectif de la thèse* est donc de réparer cette lacune. D'une part en donnant «une description (sociographie) et une analyse de la production sanitaire profane, considérée non pas en tant qu'annexe de l'activité des professionnels, mais en tant qu'activité domestique insérée dans la vie quotidienne de la famille», d'autre part en «donnant à voir» cette activité si souvent «passée sous silence, euphémisée, rendue invisible aux yeux mêmes de ceux qui l'accomplissent» (p. 10).

Tout autant que dans les résultats, l'intérêt de l'ouvrage réside à mon avis dans une *construction d'objet* rigoureuse. Le premier chapitre vise à redéfinir *le statut de «profane»* dans la division du travail sanitaire. L'auteure remet en question le modèle parsonnien et récuse sa définition de la situation du malade caractérisée par l'impuissance, l'incompétence, la soumission et la passivité. Elle nous montre que le «rôle de malade» est loin d'être passif et que ce genre de modèle entretient «la fiction d'un malade ou d'un patient non situé socialement» alors que nombre de recherches nous démontrent «l'influence de la situation sociale du patient sur son rapport au corps, sa pathologie, sa consommation médicale» (p. 25). Il est temps aussi de redonner aux femmes leur juste place dans «le travail de santé» et de considérer la famille comme unité autonome productrice de

soins et pas seulement comme groupe à risque, source de maladie ou consommatrice de soins.

Le second chapitre explore *les ressources* affectives, cognitives et pratiques mises en oeuvre dans la production sanitaire profane. On y dénonce à ce propos l'équivalence problématique entre travail domestique et prestations professionnelles de substitution. D'une part en raison de la rareté de ces dernières (du moins sous la forme de services publics collectifs) mais aussi parce que *l'évaluation du travail domestique* exclusivement en termes de «manque à dépenser» (coût du travail de substitution) ou de «manque à gagner» (de la mère au foyer), ne rend compte ni de l'étendue ni de la complexité de ce travail méconnu et considéré comme improductif en raison même de sa gratuité. Cela tient à la nature de la relation sociale qui caractérise les rapports hommes/femmes, notamment dans le mariage. Suit une analyse de l'évolution historique et de la fonction sociale des «sentiments» (amour conjugal, maternel) qui masquent le fait que souvent les femmes renoncent à certaines aspirations (notamment professionnelles) au nom de l'amour et s'adaptent sous la pression de la tradition culturelle. La fonction de l'amour serait-elle alors «d'envoûter les femmes pour leur faire oublier le plus possible le coût de la vie familiale ?» se demande l'auteure avec F. de Singly (p. 83)[1]. Je regrette ici que l'on n'élargisse pas cette vision des choses aux dimensions de la *sociologie de l'expérience* qui montre que même «la domination la plus absolue ne parvient pas à réduire l'expérience des acteurs aux rôles imposés et qu'il se construit, socialement sans doute, une subjectivité propre [...] Il n'est de conduite sociale qu'interprétée par les acteurs eux-mêmes qui ne cessent de s'expliquer, de se justifier, y compris parfois pour dire que leurs conduites sont automatiques ou traditionnelles, qu'elles sont ce qu'elles sont parce que c'est ainsi qu'elles doivent être [...] Il faut prendre au sérieux le sentiment de liberté manifesté par les individus, non pas parce qu'il serait l'expression d'une 'véritable liberté', mais parce qu'il témoigne de l'expérience elle-même, de la nécessité de gérer plusieurs logiques [...]» (F. Dubet, 1994, p. 97–99)[2].

Cependant, le travail domestique ne se réduit pas non plus à une prestation privée mais participe au bon fonctionnement de la société; il contribue à restaurer la force de travail et à «produire» des êtres humains autonomes : la plus grande partie de ce que font les parents pour leurs enfants est un travail pour la santé. La *dimension affective et relationnelle* de ce travail n'est pas davantage mesurable ni reconnue : «le 'travail de relation' est un excellent exemple de l'imbrication entre être et faire, entre travail et sentiments [...] Le fait de parler à son conjoint et d'écouter le récit de ses difficultés, l'habitude de dialoguer avec ses enfants ou ses parents âgés, tout cela est un travail de santé» (p. 77). L'auteure s'insurge ensuite contre le fait que l'on ne mesure généralement *les connaissances profanes* en la matière qu'à l'aune unique des connaissances médicales, forcément en défaveur des premières. Bien que les «profanes» s'approprient certaines connaissances médicales, il existe d'autres sources de connaissance de la maladie, notamment l'expérience personnelle et des connaissances particularistes de nature relationnelle et socioculturelle. Il y a une construction sociale de la maladie qui relève de la quête de sens, aussi bien au niveau individuel que collectif.

J'ai beaucoup apprécié que Geneviève Cresson (en tant que mère, épouse, soeur, amie) explicite *son implication subjective* par rapport à son objet d'étude : ses rapports «complexes et contradictoires» aux soignants professionnels ainsi que trois convictions qui sont aussi bien un stimu-

1 Singly, François de (1987), *Fortune et infortune de la femme mariée*, Paris : PUF.

2 Dubet, François (1994), *Sociologie de l'expérience*, Paris : Seuil.

lant intellectuel qu'un risque de biais : «la conviction que le travail sanitaire existe, et que son occultation est le résultat et le signe de la discrimination sexiste dont les femmes sont encore actuellement victimes», ce qui la motive à oeuvrer à la reconnaissance de cette pratique sociale; «la conviction que la relation avec les professionnels est une relation difficile que les femmes devraient apprendre à gérer» et «la conviction que le point de vue des profanes sur les soins qu'ils dispensent, sur la santé de leurs proches et sur les professionnels dont ils utilisent les services, est tout à fait légitime et mérite d'être étudié pour lui-même». Consciente des risques que cela implique pour la recherche, l'auteure se donne des garde-fou : «Dans mon questionnement des mères interviewées je me suis toujours efforcée d'être à l'affût des éléments d'information qui pourraient ruiner ou entamer ces convictions, position aussi inconfortable qu'indispensable» (p. 111). Si Geneviève Cresson revendique clairement *une approche féministe*, elle s'interdit «un renversement pur et simple de l'attitude sexiste : il n'y a aucun progrès à remplacer l'androcentrisme par un gynécentrisme [...] Cela dit, le simple fait de travailler sur un sujet 'féminin' est déjà problématique car ce champ est loin d'avoir obtenu une légitimité scientifique. Il reste fondamentalement dévalué et toujours soupçonné d'être un espace militant» (p. 103)[3].

Le choix d'étudier la production sanitaire profane pour elle-même et non comme un complément ou substitut de l'activité professionnelle impose que l'on s'intéresse aux *situations les plus banales*, aux routines «peu explicitées, peu lisibles de l'extérieur parce que l'autonomie de la famille y est importante, situations non limitées dans le temps [...] et pour lesquelles il n'y a virtuellement pas d'alternative institutionnelle» (p. 104). Cela a orienté *le choix de la population cible* «en fonction de quelques critères socioculturels et non pas en fonction de critères médico-sociaux». Les familles retenues ne comportaient a priori aucun membre malade ou placé dans une institution médico-sociale. L'étude a été conduite auprès de 40 familles biparentales, de milieux socioculturels contrastés avec un nombre égal de mères au foyer et de femmes «actives». Pour se donner le maximum de probabilité de saisir ces «micro-événements» de la vie quotidienne qui rendent compte de la production sanitaire profane, la chercheuse a demandé aux mères de famille de remplir entre les entretiens un aide-mémoire concernant les événements mêmes minimes liés à la santé familiale (épisodes de maladie, «symptômes», visite médicale). C'est l'occasion d'une analyse originale des difficultés rencontrées avec cet outil car il n'existe pas d'écrits méthodologiques à ce sujet.

Venons-en *aux résultats*. Après deux chapitres consacrés à la santé au quotidien et aux relations avec les professionnels par le biais de larges extraits d'entretiens commentés, l'auteure nous livre une synthèse de l'activité sanitaire profane. Un premier tableau présente les catégories obtenues par la combinaison de la nature des ressources mises en oeuvre (affectives, cognitives ou pratiques) et les domaines où elles s'inscrivent : familial, paramédical et externe. Cela permet de rendre compte d'activités aussi diverses que créer une dynamique familiale épanouissante (*fa-*

3 C'est pourquoi je m'étonne qu'une féministe aussi engagée ne mette pas en toutes lettres le prénom des auteurs cités dans la bibliographie en fin d'ouvrage. C'est pourtant la seule manière de savoir si l'on a affaire à des auteurs hommes ou femmes. En nous privant de cette information, la chercheuse contribue, bien involontairement sans doute, à maintenir invisible le travail de production intellectuelle et scientifique d'un certain nombre de femmes. Curieuse contradiction alors que son propos est précisément de rendre visible un autre type de travail des femmes, celui de la production et du maintien de la santé familiale !

milial affectif), apprendre l'hygiène aux enfants (*familial cognitif*), nettoyer ou faire des démarches administratives (*familial pratique*). Pour le paramédical on a respectivement : établir des relations satisfaisantes avec les professionnels, faire un diagnostic profane, donner des soins (curatifs ou préventifs). Enfin ces trois types d'activités peuvent s'élargir au domaine non-familial et non-médical (environnement, milieu professionnel, institutionnel ou associatif) mais avec comme but ultime la santé, la sécurité ou la qualité de vie de la famille. Un deuxième tableau rend compte de toutes les catégories du «ne pas faire», c'est-à-dire des multiples manières qu'ont les mères de dénier leur travail de santé au sein de la famille (elles ne font «rien», cela «ne compte pas», c'est davantage une manière d'être qu'un travail), ainsi que tout ce qui limite cette activité ou la disqualifie (les échecs, les erreurs, les empêchements, etc.).

L'éclairage nouveau que Geneviève Cresson apporte aux concepts de *responsabilité* et de *disponibilité* n'est pas le moindre intérêt de cet ouvrage. «La responsabilité n'est pas l'apanage des professionnels. Les profanes se sentent investis d'une réelle responsabilité à l'égard de leurs proches qui est engagée à long terme et n'est jamais totalement abandonnée aux professionnels consultés [...] La responsabilité des mères vis-à-vis de leurs enfants est vécue davantage comme une obligation de résultats [il ne faut pas qu'ils aient quelque chose à leur reprocher plus tard] que comme une obligation de moyens [...] La prise de responsabilité des parents s'accommode mal d'une relation qui ne serait pensée qu'en termes de passivité, d'impuissance ou de confiance 'aveugle'; elle implique au contraire une redéfinition des rôles et des relations avec les soignants» (p. 304).

Enfin l'auteure nous livre un concept novateur : la *disponibilité au féminin*. Si la disponibilité des professionnels (écoute) et des pères (aide ponctuelle) est très appréciée, les mères ont un autre langage et des critères différents lorsqu'elles parlent de leur propre disponibilité : «la disponibilité au féminin, n'est plus ponctuelle mais diffuse, virtuellement illimitée; c'est une double exigence qualitative et quantitative». Les mêmes mères qui trouvent leur mari disponible malgré les rares occasions où il peut aider, craignent de ne l'être jamais assez elles-mêmes et définissent ainsi une «bonne» disponibilité maternelle : «Il faut être détendue, accepter que les enfants passent avant tout le reste». Ce type de disponibilité faite de «plasticité à la demande de l'autre» comporte des aspects paradoxaux souvent difficiles à gérer : «insuffisante, elle frustrerait les enfants, trop importante elle les empêcherait de devenir autonomes. Il n'existe pas de norme claire en la matière et cela explique la facilité avec laquelle les mères se culpabilisent de leurs manques ou de leurs excès présumés» (p. 285).

Je terminerai avec l'extraordinaire impression qui se dégage à la lecture des extraits d'entretiens. La manière dont les mères de familles «annulent» un travail complexe de chaque instant est saisissante et nous plonge au coeur de la problématique. On voit «de l'intérieur» ces «qualités silencieuses» du «potentiel de travail féminin» (K. Ley)[4]. On comprend alors avec Geneviève Cresson que «la réticence des mères à parler en termes de travail des soins qu'elles dispensent n'est pas le résultat d'un problème méthodologique ni d'une lacune chez elles mais bien un des éléments de la situation, une des caractéristiques de cette activité. La recherche est donc sans cesse confrontée aux risques de perdre l'objet qu'elle induit» (p. 306). Inutile d'ajouter que je recommande vivement cet ouvrage à toute

4 Ley, Katharina (1982), La féminitude, une profession, in: Jean-Pierre Fragnière et Michel Vuille, *Assister, éduquer, soigner*, Lausanne : Ed. Réalités sociales, 215–227.

personne intéressée aux champs de la santé et de la famille.

Françoise Osiek-Parisod,
Service de la recherche en éducation,
Département de l'instruction publique
(Genève)